FRANZ KÜBERL

Zukunft muss nach Besserem schmecken

Herausforderungen für Kirche und Gesellschaft

TYROLIA

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
Einleitung 8

1. Kapitel
Die Welt taumelt 11
Vertrauenskrise quer über die Welt 11
Das Böse und der Krieg 15
Spannungsfeld Weltreligionen 18
Die Moral der Eliten und die Wutbürger 23
Demokratisches Leben in Würde 27

2. Kapitel
Wo ich herkomme 33
Was meinen Glauben prägt 33
Zweifel, Sorgen, Hader 38
Wertvoller als alles Gold der Erde 45
Das Leuchten der Vorbilder 50
Säkulare Evangelien, christliche Atheisten 54

3. Kapitel
Glauben und hoffen – ein Versuch 59
Eine Kirche im Aufbruch 59
Katechismus, Götzen, Widerstand 63
Drei Schichtungen des Liebesgebotes 68
Freiheit und gläubige Nüchternheit 73
Mit der Welt, gegen sie und darüber hinaus 78

4. Kapitel
Kirche im Reformstau 86
Eine entsetzlich misslungene Enzyklika 86
Das Drama des Missbrauchs 88
Schuld, Begleitung, Einfühlsamkeit 91
Abwanderung und Kirchenvolksbegehren 93
Folgen für das Kirchenrecht 100

5. Kapitel
Gesellschaftliche Herausforderungen 104
Herausforderung Digitalisierung 104
Globalisierung und Nachbarschaft 110
Nein zu Krieg und Waffenproduktion 115
Zukunft muss nach Besserem schmecken 119

6. Kapitel
Zukunftstugenden 126
Bildung als Teilhabe 126
Macht und Kontrolle 128
Reinigung der Vernunft 130
Soziallehre konkret 133
Barmherzigkeit und „Ent-Kainisierung“ 135
Die notwendige Schneid 138

Anmerkungen 143

Vorwort

„Bei euch schmeckt man die Zukunft nicht“, so begründete eine oststeirische Bäuerin in den 1990er-Jahren – einer dunklen Zeit der österreichischen Kirchengeschichte –, warum ihre Tochter nicht mehr in der Pfarre auftauchte. Diese Worte sind mir seit damals hängen geblieben und haben mich umgetrieben. Denn natürlich hat Glaube, hat das Gehäuse „Kirche“ nur Sinn, wenn es nach Zukunft schmeckt. „Die“ Antwort gibt es nicht, aber eine Spurensuche ist angesagt – im Bannkreis meiner eigenen Wirksamkeit.

Ich durfte im Laufe meines Lebens ungemein viele „farbenprächtige“ Menschen treffen. In den Begegnungen ging es immer auch um die kleinen und großen Fragen von Glauben und Leben, von Kirche und Gesellschaft. Mosaiksteine meines Denkens lege ich in diesem Büchlein vor – als eine Art Zwischen-Resümee meiner Lebenserfahrungen.

Aber ein Buch entsteht nicht aus dem Nichts. In besonderer Weise gilt mein Dank Dr. Josef Bruckmoser. Er war Ermunterer und Entstehungsberater dieses Werkes. Danken möchte ich auch Mag. Irmgard Rieger, die mich in vielerlei Hinsicht dabei unterstützte, diese Gedanken zu Papier zu bringen. Ebenso danke ich vielen meiner Freunde für gedankenfruchtbringende Gespräche. Nicht zuletzt: Danke ich dem Tyrolia-Verlag und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die Herausgabe dieses Buches.

Einleitung

„Durch die unendliche Tiefe des Weltraums wandern zahllose Sterne, leuchtende Gedanken Gottes, selige Instrumente, auf denen der Schöpfer spielt. Sie alle sind glücklich, denn Gott will die Welt glücklich. Ein einziger Stern ist unter ihnen, der dieses Los nicht teilt: Auf ihm entstanden nur Menschen. Wie kam das? Hat Gott diesen Stern vergessen? Oder hat er ihm die größte Glorie verliehen, indem er ihm freistellte, sich aus eigener Kraft zur Seligkeit emporzuringen? Wir wissen es nicht."

Mit diesen Worten beginnt der Wiener Kulturphilosoph Egon Friedell (1878–1938) seine „Kulturgeschichte der Neuzeit".

Vor vielen Jahren habe ich diesen Text gelesen und auf die Seite gelegt. Jetzt habe ich ihn herausgesucht, da sein geistreiches Bild des göttlichen Schöpfungsimpulses, der unser Werden ermöglicht, einzigartig ist.

Seit Anbeginn der Schöpfung hat es Schlag auf Schlag Weltumwälzendes gegeben: Die Religion kam ins Spiel, Lebensfreude und Lebensdramen entwickelten sich, Erfindungen zur Verbesserung menschlichen Lebens und solche, die das glatte Gegenteil bewirkten, wurden gemacht, weiters ergaben sich Naturumbrüche, Fortschritte, Katastrophen, Kriege, Friedensschlüsse – und immer Menschen, die am Rad des Guten drehten und so Entwicklung ermöglichten.

Auch die Weltgegend, die wir Österreich nennen, hat in ihrer Geschichte all die soeben genannten Entwicklungen durchgemacht. Zuletzt ist dieses Land im Zweiten Weltkrieg knapp der Hölle entronnen und in einem fulminanten Aufstieg in der Zwei-

ten Republik bis fast unter den Himmel gekommen. Aber auch in die Geschichte Österreichs spielt die ganze Welt hinein. Es ist auf unserer Welt nicht nur sonnig, nein, immer auch finster, beklemmend, ungemütlich. Diese Spannung produziert ständig eine Kluft durch die Gesellschaft und die ist menschengemacht: Denn nur Menschen machen Erfindungen – sonnige und finstere.

Das betrifft auch den Glauben. Er hat einen langen Weg durch viele Fährnisse hinter sich. Erst nach vielen Tausenden von Jahren setzte sich das Prinzip durch, dass „die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit [für] jedermann gewährleistet" ist – vgl. das Staatsgrundgesetz 1867 der K.-u.-k.-Monarchie, Artikel 14. Seit damals ist die Entscheidung, ob jemand einer Religionsgemeinschaft angehört oder nicht, zur persönlichen, also zur Privatsache, geworden. Doch Religion ist immer auch eine öffentliche Angelegenheit, weil die Gläubigen in ihrem Wirken, ihren Treffen und Aktivitäten am Zusammenleben in der Republik teilhaben und dieses wohl auch fördern sollen. Persönlicher Glaube und die Katholische Kirche treffen auf der Agora, dem Marktplatz des öffentlichen Lebens, mit allen anderen Akteuren der Gesellschaft zusammen. Dort befindet sich das Spielfeld und zugleich die Nagelprobe gläubiger Gesinnung. Vor diesem Hintergrund möchte ich – unter Zuhilfenahme meiner Lebenserfahrung – meine Gedanken beschreiben.

1. Kapitel

Die Welt taumelt

Im biblischen Buch Genesis, in der Einleitung zur Entstehung der Sintflut, wird ein „Reuebekenntnis“ Gottes benannt: „Der Herr sah, dass auf der Erde die Bosheit der Menschen zunahm und dass alles Sinnen und Trachten seines Herzens immer nur böse war. Da reute es den Herrn, auf der Erde den Menschen gemacht zu haben, und es tat seinem Herzen weh.“ (Gen 6,5-6) Ja, im Blick darauf, dass die Welt noch immer schwer taumelt, kann man schon auf die Idee kommen, dass sich der Herrgott, wenn er auf seine Schöpfung blickt, täglich die Haare rauft …

Vertrauenskrise quer über die Welt

Misstrauen, das immer wieder in neuem Gewande daherkommt, begleitet die Menschheit seit jeher. Doch die enorme Vertrauenskrise, welche die Gesellschaft zurzeit durchrüttelt, hat mehrere Facetten.

Zum einen wurde sie durch die weltweite Informationsexplosion, die das Internet bewusst gemacht hat, verursacht. Viele Menschen sind tiefgreifend verunsichert, weil sie mit dieser Flut an Neuigkeiten nicht zurechtkommen. Die Kant’sche Formel von der selbstverschuldeten Unmündigkeit der Menschen scheint mir hier

nicht anwendbar. Nein, es ist eine neue Überforderung, die quasi aus einer anonymen Richtung kommt und die so komplex ist, dass man sie aus eigener Kraft nicht aufzuheben im Stande ist. Der Verursacher ist nicht greifbar. Daher kann es auch keine „Maschinenstürmerei“ geben.

Zum anderen sind es wohl parallele Bedrohungen unseres bisherigen „Way of Life“. Migrationsdruck, Corona, Klimawandel, Krieg in der Ukraine, um nur einige zu nennen, zerfressen die Zuversicht und produzieren Angst. Das Allermeiste muss im Nebel der Unsicherheit entschieden werden, weil es Entwicklungen gibt, die nicht durchschaubar sind. Das ängstigt. Die Angst vor unumkehrbare, negative Entwicklungen, etwa durch genetische Veränderungen in Lebensmitteln, durch schwer nachvollziehbare Erfindungen oder Strategien von Pharmakonzernen, erfasst viele hundert Millionen Menschen weltweit. So wie es zum Beispiel bei vielen Menschen eine panische Angst vor Impfungen zu geben scheint. Wie soll man damit umgehen? Wer nimmt darauf Rücksicht? Es gibt wenig Chancen auf Differenzierung und Einsicht, wenn die eigentlich notwendige „ruhige Hand“ des politischen Handelns fehlt.

Zudem wird die Vertrauenskrise sichtlich durch eine neue Form des Freiheitsverständnisses gespeist. Formen des „Alles-selber-besser-Wissens“ oder der Widerstand gegen Entscheidungen „von oben“ gehören dazu.

Jedenfalls, die Zahl der Menschen, die jenen vertrauen, die besondere Verantwortung tragen, nimmt eher ab als zu. Darin ist die Angst vieler Menschen vor einer schädlichen Herrschaft ihrer „Eliten“ über sie verborgen – eine Angst mit gewaltiger Sprengkraft: weil es Menschen(-gruppen) gibt, die mehr Wissen, mehr Möglichkeiten und mehr Reichtum haben, um mit Gegenwart

und Zukunft zurechtzukommen, als andere. Sie könnten die Einfacheren, die auf dem „flachen Land“ leben, die Ärmeren, die im Süden … an die Wand drücken. Viele Teile der „Eliten unserer Zeit“ verhalten sich als herrschende Schicht so, wie es früher den Adeligen zugeschrieben wurde. Das können prominente politische Scharlatane, Fußballer, Popstars oder Unternehmer à la Elon Musk sein. Aber Eliten finden sich natürlich auch in jedem Dorf. Und immer sind sie die heimlichen Vorbilder und Reibebäume – im Positiven wie im Negativen. Deswegen braucht es ständig neu aufgefrischten Verantwortungs- und Moralzuwachs. Nicht nur bei den anderen. Nein. Bei uns allen.

Eine besondere Variante der Vertrauenskrise betrifft unser Menschenbild. Erstaunlich viele Menschen meinen, dass sie mehr Recht auf ein gehobenes Menschsein hätten als ihre Nachbarn. Woran erkennt man das? Der Philosoph Peter Strasser[1] etwa weist darauf hin, dass „Verachtung und Demütigungslust bei uns massenhaft auf der Lauer“ lägen. „Oftmals wollen wir bloß, dass sich die Leute, die uns verdächtig und fremd sind, ducken.“ Das trifft viele, Zugereiste und Einheimische. Lebensfähigkeit hat aber mit Zuspruch zu tun: „Man muss auf das, was man ist und tut, auch stolz sein können“, so Strasser, egal ob als Maurer, Polizistin oder Lehrerin. In diesem Sinne deutet ein Wort von Papst Paul VI., das mich immer schon stark beeindruckt hat, einen anderen Weg an, der weltweite Tragfähigkeit hat: „Gerechtigkeit ist das neue Wort für Frieden.“ Dies schließt mit ein, soziale und mitmenschliche Verwerfungen auch als solche wahrzunehmen und möglichst zurückzudrängen.

Die Vertrauenskrise zu durchbrechen und Vertrauensaufbau gelingen zu lassen, ist eine Aufgabe, die nicht an andere delegierbar ist. Das geht mich selbst an und stellt Fragen: Wer vertraut

mir? Wer misstraut mir? Warum? Wann vertraue ich? Wie muss ich mich „benehmen“, damit andere mir vertrauen können?

Ein Misstrauensproblem besonderer Art provozieren Religionsgemeinschaften und ihre Gläubigen. Im Übereifer ihrer Überzeugungen, in der Fehlinterpretation von Glaubensgrundsätzen und in der irrigen Ansicht, dass ihr Glaube der einzige wahre sei, handeln sie mitunter in einer Weise, die abschreckend wirkt: Wenn sie ihre Wertvorstellungen der Gesellschaft einzuhämmern versuchen, anstatt sie im argumentativen Disput zu benennen, engen sie Lebensweisen ein und unterdrücken Lebensfreude. Das führt bis zu den ganz dramatischen Bildern: Kindesmissbrauch, Beschneidung von Mädchen, Stützen von Diktaturen, „Waffensegnung“, Terrorismus … – mit der Gefahr der stillen Duldung durch die Mitglieder der eigenen Religionsgruppe. Es entsteht der Eindruck, die Gläubigkeit von Menschen sei Ausgangspunkt oder Irrweg einer Kraft, die entsetzliche Folgen mit sich bringen kann. Deswegen steigen viele Menschen aus Religionsgemeinschaften aus und lehnen Religion ab, um Unheil aus der Welt zu schaffen. Jede Religionsgemeinschaft ist stark gefordert, Reformen und Weiterentwicklung von Gläubigkeit so anzulegen, dass sie auch für „Nichtgläubige“ unmissverständlich als Segen verstanden werden kann.

Es braucht einen säkularen Blick auf große gesellschaftliche Verwerfungen. Ein bloß religiös konnotierter Blick – auch von „Nichtgläubigen“ – vertuscht Zusammenhänge und Problemursachen. Ich beziehe mich hier auf Karim El-Gawhary, den ORF-Korrespondenten für den Nahen Osten. In einem Interview in der Tiroler Kirchenzeitung erinnert er daran, dass viele Dramen in „muslimischen“ Ländern keine Religionsdramen sind, sondern durch soziale, politische und kulturelle Entsetzlichkei-

ten ausgelöst werden. Diese können daher auch nicht religiös, sondern müssen politisch bewältigt werden.[2] Das bedeutet wohl einen Perspektivenwechsel in unserem Blick auf schwierige Zustände in anderen Ländern. All die Konflikte können nicht mit der Waffe in der Hand gelöst werden, sondern nur mit intelligenter Gewaltlosigkeit und durch einen möglichst klugen Umgang mit der Unvollkommenheit, die auch jeder religiösen Überzeugung innewohnt.

Es wäre sehr hilfreich, wenn quer über die Welt prinzipiell zwischen den Aufgaben des Staates und denen der Religionsgemeinschaften unterschieden würde. Die Herrschaft einer Religion über Glaubensvorstellungen und staatliche Aufgaben vernebelt, dass insuffiziente politische, ökonomische und soziale Zustände zunächst durch Handlungsunfähigkeiten politischer Instanzen entstehen. Dazu braucht es allerdings in der Gesellschaft insgesamt ein Gleichgewicht von Staat, Wirtschaft, Kultur, Religionsgemeinschaften und Zivilgesellschaft. Keiner dieser Gesellschaftsbausteine soll den jeweils anderen dominieren können.

Das Böse und der Krieg

Das Böse ist immer und überall. Aber mit Feber 2022 ist es durch den brutalen Überfall Russlands auf die Ukraine auch in Mitteleuropa wieder nachdrücklich bewusst geworden. Dass Menschen andere Menschen töten, zertreten, martern, ist unbegreiflich. Wie kommen Zwanzigjährige dazu, selbst Gott zu spielen? Wie kommen Kommandeure dazu, anderen zu befehlen, Waffen zu verwenden, Tod und Elend zurückzulassen – zur teuflisch höheren Ehre von sogenannten Staatsmännern? Krieg wird ewig von der

gleichen Leier begleitet: Machtstreben, angetrieben von Ehrgeiz, Eigensucht und dem Spiel mit der Furcht. Die Zahl der Kriegsverursacher, die sich um das Leid der Opfer und die Zukunft der Menschen, die von ihnen niedergemetzelt wurden, kümmern wollen, geht allerdings gegen null. Zu meiner Caritaszeit war ich mit etwa zwanzig Kriegen und deren Opfern konfrontiert, rund um die Welt: Bosnien, Kroatien, Kosovo, Georgien, Kongo, Angola, Irak, Syrien, Sudan, Äthiopien … Es brauchte und braucht Mithilfe bei der Versorgung von Flüchtlingen, Waisenkindern und Verletzten sowie Unterstützung der kriegsgeschädigten Bevölkerung bei Wasserversorgung, Bildung und Wohnraumbeschaffung. Die Not ist immer größer als die Möglichkeiten für die Hilfe. Manche Wunden können geheilt werden, doch garantiert nicht alle. Politische Maßnahmen zur Infrastruktur des Wiederaufbaus, zur Lebenssicherung der Menschen und vor allem auch zur Versöhnung und Befriedung müssen dazukommen, wenn man erreichen will, dass die Zukunft besser ist als die Vergangenheit.

Nicht nur politisch Herrschende, nein, auch die Mächtigen in Religion oder Wirtschaft (Rohstoffkonzerne, Regenwaldbesitzer …) beherrschen dieses bösartige Spiel – immer in der irrigen Ansicht, es sei günstiger, die Gegner zu vernichten, als Dialog zu suchen, und Krieg würde keine abartigen Folgen erzeugen. Die Kosten von Kriegen können unermesslich sein, müssen aber trotzdem immer bezahlt werden – notfalls durch die Anwendung blutsaugender Mittel. Es bewahrheitet sich die Analyse von Joseph E. Stiglitz, dass „Kriege keine Kosten-Nutzen-Rechnung kennen". Er belegt das mit dem Hinweis, dass George W. Bush vor dem Irak- und Afghanistan-Krieg 2002 gemeint habe, dass „diese zwischen 60 und 120 Mrd. Dollar kosten würden". Nach Stiglitz seien die Kosten aber das Hundertfache davon gewesen.[3] Dass man mit

diesen ungeheuren Summen auch etwas anderes tun könnte, wird weggewischt. Kein Wunder, dass die Rüstungswirtschaft keine Konjunkturdellen kennt.

Der frühere ägyptische Staatspräsident Husni Mubarak hatte recht, als er vor dem Krieg der Amerikaner gegen den Irak 2003 zum amerikanischen Präsidenten George W. Bush meinte: „Öffnen Sie das Tor zur Hölle nicht." Die US-Amerikaner öffneten es und bis heute lodern die Flammen dieser irdischen Hölle in der ganzen Region. Große diplomatische Initiativen der Europäer zur Eindämmung dieser Entsetzlichkeiten sind mir nicht bekannt – auch nicht von der Republik Österreich.

Von ungemein viel Leid nehmen wir außerdem kaum Notiz: Wer von uns weiß denn, zum Beispiel, dass nach Angaben der UN im Krieg im Jemen bisher über 370.000 Menschen getötet worden sind? Wegschauen ist attraktiver als hinschauen, weil sich ja niemand selbst aus der Insel der Seligen vertreiben will. Aber das Grauen ist nun wieder neu auf uns zugekommen: Der Krieg gegen die Ukraine nimmt uns in die Pflicht, weil wir spüren, dass es keine Neutralität gegenüber Opfern geben kann. Es gibt keinen gerechten Krieg, aber eine gerechte Verteidigung, auf die man sich vorbereiten muss, schon. Die Nebel des Krieges machen Angst, lassen niemanden klar sehen und hören. Der Lärm der Militärstiefel gibt den öffentlichen Ton an. Da sind Zwischentöne, gar Friedenssehnsucht unerwünscht. Es braucht enorme Hilfe – jetzt und nach dem Krieg. Wie jeder Krieg ruiniert auch dieser Leben, Freiheit und Zukunft von Millionen Menschen. Der Friedensnobelpreisträger Abiy Ahmed, inzwischen selbst Kriegsherr, sagte in seiner Rede zur Verleihung am 10. Dezember 2019 zu Recht: „Krieg ist der Inbegriff der Hölle für alle Beteiligten." Im Bürgerkrieg in Äthiopien wird das Drama der Menschen, die zum Kano-

nenfutter entmenschlicht werden, in einem Zeitungsbericht vom September 2022 ganz brutal auf den Punkt gebracht: Es sei egal, ob man an Hunger oder an einer Gewehrkugel sterben müsse. Eine dritte Möglichkeit ist nicht mehr gegeben. Dass dieser Krieg unter Mitwirkung eines Friedensnobelpreisträgers stattfindet, entblättert auch die Nobelpreisverleihungspolitik.

Wer wirklich Frieden will, muss ihn bereits während des Krieges vorbereiten, indem man zu einem Kriegsende kommt, den Wiederaufbau organisiert und bezahlt.

Seine Nachbarn kann sich kein Land selbst aussuchen. Die bleiben. Aber nebeneinander zu leben – wenigstens das sollte man zusammenbringen.

Spannungsfeld Weltreligionen

Das Dilemma der Weltreligionen ist in Lessings Ringparabel im Drama „Nathan der Weise“ wunderbar beschrieben: Wir Gläubige meinen, gute Gründe dafür zu haben, dass sich das Dilemma der unterschiedlichen Religionen brauchbar lösen lasse, weil die drei Ringe in der Parabel unterschiedliche Nuancen desselben Anliegens seien. Das Problem könne durch einen klugen Dialog der Religionen bewältigt werden. Andere aber denken, wie es der Philosoph Rudolf Burger einmal formulierte, dass die Botschaft von Lessings Parabel im Grunde gefährlich sei. Der Muslim, der Christ und der Jude glauben jeweils, dass ihr Ring der richtige sei. Und das sei genau das Problem und nicht die Lösung. Übrigens, Lessing hat ja nicht „die“ Lösung genannt, sondern nur „eine“ der möglichen. Vor allem hat er ein fundamentales Problem auf die Bühne gebracht und uns damit zum Nachdenken ge-

zwungen. Es gibt laut dem deutschen Kulturwissenschaftler Jan Assmann über 30 Interpretationen von Lessings Parabel.[4] Neue sind erbeten.

Eine mögliche Interpretation wäre, dass jede Religion ihren Wahrheitsanspruch absolut gewaltfrei argumentiert und Respekt davor hat, dass andere Glaubensschichtungen andere Zugänge haben könnten. Letzten Endes wird ja Gott entscheiden, nicht seine irdischen Vertreter. Das sollten vor allem die hohen Offiziellen der Weltreligionen glauben können.

Kriegszeiten sind für Religionen und ihre Repräsentanten besondere Prüfsteine ihres Glaubensverständnisses und Menschenbildes. Hier zeigt sich, ob sie Kriegstreiber oder Kriegsbremser, Aufwiegler oder Versöhnungssuchende sind. Religionsgemeinschaften müssten wissen, dass man nur *miteinander* leben kann, nicht gegeneinander. Daher braucht es intensiven, auch kontroversiellen Dialog – gerade, wenn es brutal rundgeht. Sonntagsfreundlichkeiten, konterkariert durch Wochentagsabgrenzungen, helfen nicht. Allerdings haben wir zuletzt im Krieg in der Ukraine erlebt, was wir schon aus vielen Kriegen wissen: Quer über die Welt gibt es Religionsgemeinschaften, die, aus welchen Gründen auch immer, Gewalt und Krieg unterstützen. Man erinnere sich an buddhistische Gewaltausbrüche im Bürgerkrieg in Myanmar, an den Iran und viele mehr. Sie alle verschließen sich dem Dialog über gewaltdämpfende Initiativen und Vereinbarungen, die *allen* Menschen Leben ermöglichen. Das hängt auch damit zusammen, dass es innerhalb von Religionen Dialogunterdrückungen statt Gesprächsbereitschaft geben kann. Das führt meiner Meinung nach zu Selbstabschaffungstendenzen der Glaubensgemeinschaften. Denn viele Menschen lehnen Religionen fundamental ab, weil diese mit machtgetränktem Wahrheitsanspruch, mit Gewalt

und Hass bloß zusätzliches Unheil in die Welt brächten. Unheil, das ohne Religionsexistenz nicht da wäre. Natürlich wäre – das übersehen die Kritiker und Kritikerinnen oft – der machtaffine Wahrheitsanspruch damit nicht abgeschafft. Er kann sich genauso in Nationalstaaten, in der Überhöhung der eigenen Volksgruppe, in der „Rasse"… entzünden. Aber all das entbindet Religionen nicht davon, Friedens- statt Kriegsstifter zu sein.

Die Religionen haben sich aus dem Reiz entwickelt, den die Sehnsucht nach Klärung der Frage, wieso es uns Menschen gibt, ausgelöst hat. Die Debatte zwischen verschiedenen Glaubensmodellen der Weltentstehung begleitet die Menschheitsgeschichte seit jeher.

So wie alle Menschen stand auch ich vor einer Entscheidung, welchen Pfad des Glaubens ich beschreiten solle: Den des naturwissenschaftlichen Zufalls – der natürlich auch ein Glaube ist – oder den des Glaubens an den göttlichen Impuls? Ich habe mich für den Pfad des göttlichen Impulses entschieden. Es war eine Glaubens-, keine Wissensentscheidung. Ich denke, dass es eine Ursehnsucht des Menschen gibt, seine Existenz nicht einem „chemischen" Zufall zuschreiben zu müssen. Dass es stattdessen eine Überlegung, einen Impuls, gar den Plan eines Wesens, also „Gottes", gibt. Die britische Religionswissenschaftlerin Karen Armstrong schreibt in ihrem Buch „Die Geschichte von Gott": Es gibt „gewichtige Gründe dafür, den Homo sapiens auch als Homo religiosus zu bezeichnen". Dass „die frühen Glaubensbekenntnisse auch das Wunderbare und Geheimnisvolle" ausdrückten – und nicht nur Naturereignisse beschrieben –, sei ein „immer ein wesentlicher Bestandteil der menschlichen Erfahrung in dieser gleichzeitig schönen und furchterregenden Welt" gewesen.[5] Jan Assmann formulierte in seinem Vortrag „Als ob – Die Kraft der

Fiktion“ beim „Philosophicum Lech“ 2021, dass Menschen eine „Fiktion“ brauchen, um sich in der Welt überhaupt zurechtfinden zu können. Der Glaube an „einen“ Gott sei dafür ein wichtiger Zugang, weil sonst die Bindung an Gemeinsames unter den Menschen nicht zustande käme.

Mein Gottesbild, das sich noch immer wieder neu akzentuiert, haben Franz Schubert und sein Textdichter Johann Philipp Neumann im Sanktuslied beeindruckend beschrieben und melodiös eingefasst: „Er, der immer war, ewig ist und waltet, sein wird immerdar.“ Es gibt meinem Leben ein Gerüst.

Manches Mal wackelt dieses Lebensgerüst auch. Dann beginnt wieder die Gottes-Suchbewegung, die über die Jahrtausende sehr unterschiedliche Gottesbilder entstehen hat lassen. Karen Armstrong meint sogar, dass jede Generation ihr Bild von Gott neu formuliere. Auf jeden Fall stelle ich bei mir und vielen meiner Zeitgenossen fest, dass der Kriegsgott, der vor 3000 Jahren stark gemeinschaftsbildend und -tragend gewesen ist, mit dem heutigen Gottesbild nicht mehr viel gemein hat. Heute steht ein barmherziger, allen Menschen gleich zugewandter Gott im Zentrum. In ihm wird der jesuanische Anteil an Gott stark verkörpert.

Das Spannende daran ist, dass der Glaube an Gott (fast) immer in irdische Gefäße gefasst ist – Kirchen und Religionsgemeinschaften. Und er fordert Konsequenz ein, im Denken, im Verhalten, im Argumentieren, im Handeln. Im Verbund mit anderen Menschen stehen Glaubenssätze, Gebote und Verbote, die anzunehmen man angehalten ist. Ich weiß nicht, ob es je eine Zeit gegeben hat, in der alle Menschen an (einen) Gott geglaubt haben. Aber neue Gotteszugänge erfordern auch immer mehr Religionen. So nimmt es nicht Wunder, dass bis heute ständig neue Religionsgemeinschaften entstehen.

Jan Assmann meint, dass es die „wahre Religion“ nicht gebe. „Aber die heilende, Frieden, Gerechtigkeit und Schönheit stiftende Kraft der Religion, jeder Religion, ereignet sich, wo immer sich Menschen von ihr in diesem Sinne inspirieren lassen.“[6] Sein Wort ist ein Spiegel, in dem sich Gläubige in ihrem Tun und in ihrer Zielsetzung wiedererkennen mögen. Oder Korrekturen vornehmen.

In meiner Caritaszeit habe ich auch viele Beispiele gelungenen Zusammenwirkens verschiedener Religionsgemeinschaften kennengelernt. Eine gute Gelegenheit davon zu erzählen: Ein Dorf in der Nähe von Kayes in Mali: Da spricht zunächst der Dorfchef. Ein berührendes Wort bei seiner Ansprache klingt noch heute bei mir nach: „Wir sind Muslime, wir haben am Anfang, als die Caritas gekommen ist, Angst davor gehabt, dass wir Christen werden müssen. Heute, nach der sehr guten Arbeit der Caritas, kann ich sagen: Wir sind Muslime geblieben, die Caritas ist christlich geblieben, die Situation ist bedeutend besser geworden.“ In einem Dorf im Nordosten des Senegals, in dem Muslime und Christen leben, ist es üblich, dass die Anhänger der einen Religionsgemeinschaft an den Feiertagen der anderen das Mittagessen bereiten – ganz selbstverständlich im ganzen Dorf. In vielen Ländern gibt es beeindruckende Beispiele, die zeigen, dass es selbstverständlich möglich ist, über den Zaun der eigenen Religion hinaus mit jenen, die andersgläubig sind, zu leben. Alleine in Österreich sind die Beispiele der Caritas Legion. Wie viele Hilfswerke hat sie den Anspruch, Menschen in Not zu helfen, egal welcher Religion, welchem Geschlecht, welcher politischen Gesinnung, welcher Volksgruppe sie angehören. Ich halte das für einen bemerkenswerten Beitrag zu einer besseren Welt. Es ist ein Dialog des praktischen Handelns.

In klarer Sprache fordert der frühere Caritas-Präsident Franz Küberl einen Weg für Gesellschaft und Kirche ein, der Menschen weltweit zuträglich ist. Soziale Ungerechtigkeit, Spannungen zwischen den Religionen, Globalisierung und Digitalisierung: Küberl greift große Themen auf und spart nicht mit Kritik. Doch zugleich bringt er Lösungsansätze – für eine friedliche, gerechte und barmherzige Gesellschaft, die „nach Besserem schmeckt".

Küberls Überlegungen entspringen seiner reichen Lebenserfahrung und einer Spiritualität, die hoffnungsfroh auf die Welt sieht. Als Leitfaden dient ihm die katholische Soziallehre, der zufolge Christsein im Alltag, in Beruf, Familie und Freizeit, sichtbar werden muss.

ISBN 978-3-7022-4097-4
9 783702 240974
www.tyrolia-verlag.at